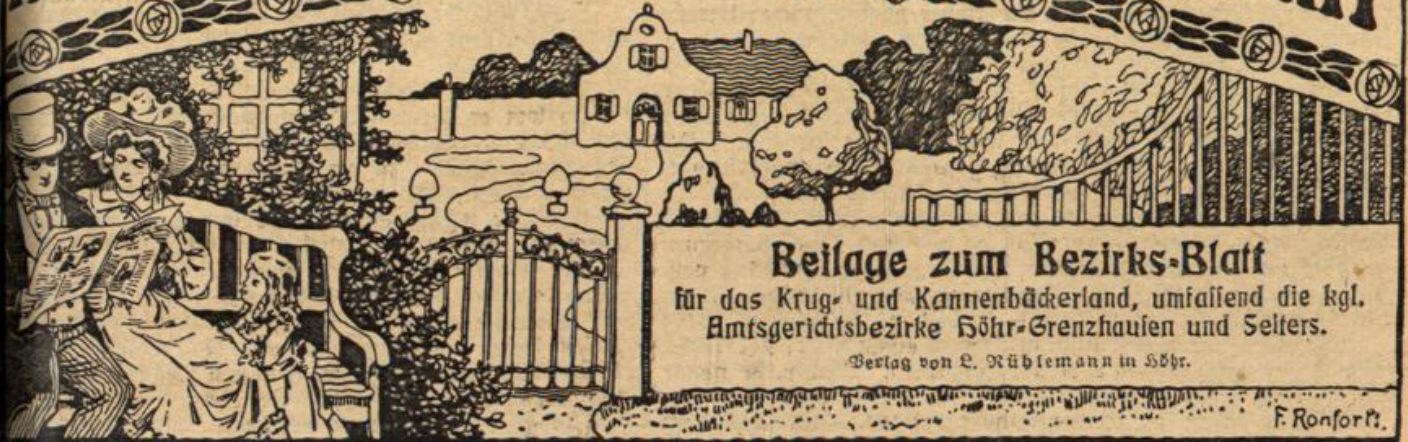


Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt

für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Höhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von L. Nüßemann in Höhr.

F. Ronfort.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

urch das Dörfchen Furtmühlbach, zog sich in einer langen schwarzen Schlangenlinie das Leichenbegängnis. Vor- aus ging der Dorfschulmeister mit einer Schar Kinder. Die Knaben in ihren besten Sonntagsmonturen, die Mädchen in langen, schwarzen, oder schwarzgestreiften. Sie sangen langsam gehend einen Choral, zweistimmig, der Schulmeister sang. — Mit angenehmem tiefem flüsternde der alte Herr die jungen hellstimmigen Aehlen. Die Männer trugen auf einem Schragen den Sarg, der in schwarzen Tuch bedeckt und auf allen Seiten mit Behängen war. Hinter diesem Schritt ernst und würdig der Pfarrer. Ein kurzer Zwischenraum bezeichnete, daß

stellt. Sie reichten sich ein je nach Alter und Geschlecht. Der Lisbeth war es heute ganz besonders andächtig zumute. Schien doch der Tod des alten Mannes dazu angetan, so ganz den Kummer und das Leid aus ihrem jungen Leben zu wischen. Heute wollte sie nach der Predigt auch zum Grabe ihrer Mutter gehen und beten. Der Vater, als Gleichaltriger und Schulkamerad zum Brenner, ging unter den Sargträgern.

Langsam schlängelte sich der Zug zum Friedhof hin. Dieser lag klein, ein lieblicher Gottesacker, linksseitig der Straße, die durch ein kleines Tal zur Oberamtsstadt führt, in einem dichten Kreis von Alazien, Trauerweiden und großen, schattigen Kastanienbäumen. Unter einem dieser Bäume, am nächsten der Straße, stand im schützenden Schatten ein großer, breitschultriger Mensch, blaß, in heftiger Erregung. — Es war Martin Schwald.

Nach fünf Stunden waren vergangen, seit dem Nichtsahnenden seine Kerkertüre sich öffnete zur goldenen Freiheit.

Beinahe höflich hatte ihn heute vormittag der wortfarge Gefängniswärter er sucht, mitzukommen zum Herrn Direktor. Und hier wurde es ihm eröffnet, das unerhörte Ereignis. Der strenge Herr Direktor las ihm in höchst eigener Person in förmlicher Weise vor, was sein früherer Dienstherr, Christoph Kaspar Brenner, Müller und Landwirt aus Furtmühlbach, eigenhändig „schwarz auf weiß“ nachgelassen hatte. Sodann nahm er eine



Die bewaffnete Neutralität der Schweiz: Ein schweizerischer Wachtposten im Splüngengebiet.

Im Tal eine italienische Grenzstation.

heit, wo sie von einer allgemeinen Trauer ergriffen. Eigentlich hatte ihm niemand besonders nahe gestanden, ein Raubbauz, den sie da vorn zur ewigen Ruhe trugen. In tat, wie es recht und schicklich war im Dorf, auch Brennermüller die Ehrung an. An einer Straßenwendung die Lisbeth Hagmayer und der Veder-Andresen zuge-

wohlvollende Pose an und gratulierte ihm zu dieser glücklichen Wendung seines unglückseligen Geschicks.

Ein gutes Mittagessen wurde ihm vorgesetzt und ein Wärter brachte ihm seinen eigenen Anzug. — Mit einer verbindlichen Verbeugung, die etwas wie eine Entschuldigung sein sollte, wurde er, da ja kein Gegengrund vorliege, entlassen, bis zu einer wei-

teren Verhandlung, die man ihm noch besonders mittheile und da dann wohl seine völlige Unschuld förmlich erweisen würde.

Erst war ihm alles vorgekommen wie ein schöner Traum. Als er unter dem mittaghellen Licht der Freiheit aus dem großen Gefängnisthor ging und in eine breite belebte Geschäftsstraße der Oberamtsstadt einbog, als er sich unbeachtet unter den geschäftig drängenden Menschen bewegte, da mußte er sich immer wieder sammeln zur tatsächlichen, offenkundigen Wirklichkeit.

Aber sahen ihm denn die Leute nicht an, daß er geradezu aus einem Verbrecherheim kam? Wußten sie denn nicht, daß er beinahe ein volles Jahr abgesperrt war von allem menschlichen Wirken und Wollen? Daß man ihn schuldig gesprochen hatte, einen Mitmenschen, jung, tatkräftig, gesund wie er es selbst war, niedergeschossen zu haben, kaltblütig, unerschrocken?!

Vor einem Schaufenster blieb er stehen und betrachtete durch die Scheiben sein Bild. Mager sah er aus und etwas vergrämt.

Aber das war ja sein grüner Sonntagsanzug, noch fast neu. Auf den er sich so gefreut und den er getragen hatte damals an der Kirchweih, und die Lisbeth —! Wichtig, die Lisbeth...?!

Man hatte ihm doch vorhin auch noch einen Brief überreicht. Achtlos und zerstreut hatte er ihn eingesteckt. Gewiß, er mußte von ihr sein. Wie konnte er bis jetzt den vergessen.

Er stellte sich in einen stillen Winkel und las. Sie schrieb ihm: Daß sie sich freue. Daß ja der Andresen und der Schulz gleich nach dem Brenner seinem Tod aufs Amtsgericht gefahren seien mit der hinterlassenen Beichtung. Daß sie sich freue, unendlich freue. Daß sie täglich zu Gott gebetet hätte, daß er sie erhört hätte und, — daß es noch eine Gerechtigkeit gebe.

Auch schrieb sie ihm: Daß sie ihn lieb habe, immer noch und mehr denn je. Daß sie ihm diese letzte schwere Zeit ausgleichen wolle mit treuer Liebe und mit vielen, vielen tausend Küssen.

Und vor allem: Daß sie ihn erwarte, mit Sehnsucht erwarte. Daß sie von ihrem Bodensfenster aus jeden Tag, jede Stunde Ausschau halten wolle nach der Oberamtsstraße, bis er komme.

Es bestand kein Zweifel mehr, er war frei! Frei! Und die Lisbeth wußte es und erwartete ihn. Sein Flachsöpfle!

Er fragte nach dem Weg, den er gehen mußte, um nach Furtmühlbach zu kommen.

Aber den Schulplatz führte er. Eine Schar Jungens spielten hier „Wilder Mann“ und jubelten tolle, ungebundene Freiheit.

Dann kam er auf eine Holzbrücke. Unter ihm rauschte der Redar über ein breites Wehr. Er schaute eine Weile in die treibenden Wellen. Wie sie sich überstürzten und zusammenschlugen zu hell aufsteigendem Gischt und wieder auseinandersprühten in schäumender fröhlicher Freiheit, talabwärts, durchs Schwabenland!

Freiheit flüsternte das hellgrüne Weidengebüsch. Freiheit jauchzte der Himmel, die lange, staubbedeckte Landstraße.

Er ging weiter. Auf dem weiten Gefilde, von Horizont zu Horizont, lag ein frischer, wohliger Hauch. Freiheit allüberall! Goldene, schimmernde Freiheit!

Mit solchen Empfindungen kam aber dem derben gemüthvollen Naturburschen auch wieder sein alter Frohsinn. Ein altes hübsches Schulliedchen fiel ihm ein:

„Dem Gott will rechte Günst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.
Dem will er seine Wunder weisen,
In Berg und Thal und Strom und Feld!“

Auf der Straße ihm entgegen kamen singende Menschen, Schnitter und Schnitterinnen, die aufs Feld zogen. Sie grüßten. Einer rief den kräftigen, fröhlich schreitenden Menschen an, wie es Brauch und höflich war in der Gegend:

„Grüß Gott, Vetter! Woher kommet Ihr?“

Der Martin fragte: „Ich? — Aus — aus dem Gefängnis!“

Dem andern kam diese Antwort zu überraschend. Er stierte ihn an und wollte noch mehr wissen. Aber der Martin hatte zu weiterer Auskunft keine Lust und ging seinen Weg.

Hinter ihm war der Gesang verstummt. Er fühlte, daß man ihm nachblatte. Ein bitteres Gefühl überkam ihn gegen sein Geschick und vor allem gegen den Menschen, der ihn diese unverdiente Schmach hatte erleiden lassen, bewußt, vielleicht in ohnmächtiger grausamer Feigheit.

Noch wollte er sich sein Schicksal vergegenwärtigen, wenn der Allbefreier Tod den hartgefötenen Brenner nicht oder noch nicht zum Reden gezwungen hätte. Er suchte sich seine kleine muffige Belle ins Gedächtnis zu rufen, in der er sich schon beinahe wohl gefühlt hatte. In der er täglich mit liebender Sehnsucht auf die paar Sonnenstrahlen gewartet hatte, die ihn für kurze Zeit besuchten. An deren Wände er jeden gekriebelten Namen auswendig riefte und in der er mit dem Ungeziefer Kameradschaft hielt. — Seine kleine Freundin, die zierliche graue Maus, würde wohl heut zu Mittag umsonst gekommen sein, um einen Bißchen Brotrinde.

Aber es hielt nicht an. Er schüttelte sich in aufsteigendem Ekel.

Solche Gedanken paßten nicht in die schöne freie Gegend. Hieß doch ein weiterer Vers aus dem kleinen Liedchen:

„Den lieben Gott laß ich nur walten!
Der Vöglein, Vöglein, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt.“

Seine Gefühle flatterten voraus. Er sah nur noch über die Straße, links und rechts das Grün und weite Kornfelder schweren goldenen Ähren, zum Schneiden reif.

Und da vorn lag der Heimbodel, — winkten die Tannen. So kam er durchs Thal geschritten. Als er vor dem Friedhof kam, hörte er Glockengeläute und er sah die Leute kommen, den Brennermüller zu Grabe tragen. — Da trat er an den nächsten Kastanienbaum und wartete.

Ungefähr sechzig Schritte vor ihm bog der Zug auf dem kurzen Kiesweg zum Friedhof ein. Ob die Lisbeth darnach kommen würde, konnte er nicht wissen.

Der Martin konnte den einzelnen von seinem Namen genau erkennen. Es waren lauter bekannte Gesichter. Alle kamen sie ihm heute salb und heuchlerisch vor. Pflicht dieses langsame, stummen Trauerganges.

Er selbst wurde von einer gewissen Andacht erfüllt. Er selbst wurde von einer gewissen Andacht erfüllt. Er selbst wurde von einer gewissen Andacht erfüllt.

Unwillkürlich empfand er ein verführendes Mitleid mit den Toten dort unter dem betrübten Sargdach und wurde zum Weinen gestimmt.

Plötzlich mußte er an sich halten. Er sah die Lisbeth. Er hatte er im ersten Jubel ihren Namen gerufen. Ein schlichtes schwarzes Kleid, ging sie zwischen einigen Mägen jungen Frauen am Schluß des Zuges. Und ein ehrfurchtvolles lag auf ihrem jugendlichen Gesichtchen, das unter einem schwarzen Seidentüchlein von zwei blonden Haarstrahlen rahmt war in lieblicher Anmut. Aber es war ein ruhiger Ernst, leidenschaftslos, wie er in großen bedeutungsvollen Blicken nur einem glücklichen Menschenherz zu eigen ist.

„Wie lieb und einfach, — und wie schön!“ dachte der Martin.

Er begann sich. Sollte er folgen? — Nein, er wollte nicht.

Vom Friedhofe her hörte er Gesang und in gedämpften, gerissenen Worten die Stimme des Pfarrers, der jetzt bewegte Leben des Verstorbenen einer christlich-kritischen Frage unterzog und seine arme Seele der Barmherzigkeit des Himmels überantwortete.

Dann kamen die Leute zurück. Einzelne und in kleinen Gruppen zerstreuten sie sich gleichgültig plaudernd in das Dorf. Die Lisbeth war noch nicht heraus. Der Martin wußte es. Nach einigen langen Minuten der Ungeduld ging er zu den eisernen Toren des Friedhofes, das noch geöffnet stand. Er sah nur den Totengraber erblicken, der in einiger Entfernung ein frisches Grab aufbaute.

Den Eingang zu diesem stillen Ruheort der Toten bildete eine kurze Allee zwei Reihen dichtstehender Alazienbäume. Durch sie ging sie durch. Da sah er zwischen zweien derselben eine Frauenerscheinung von einem nahen wohlgepflegten Grab her aus der Erde aufsteigen und in freudiger Jubelstimmung auf ihn zuwinken: „Lisbeth!“

Eng umschlungen standen die beiden jungen Menschen. Sie sahen sich gegenseitig Trost und Schwärze einer echten unerschütterlichen Liebe aus den Augen. Die Lisbeth konnte sich kaum fassen, oft hatte sie diesen Augenblick des Wiedersehens herbeigesehnt, innigen Verlangen. Nun kam er doch über alles.

„Marte! Mein lieber Bub! Ja, bist's denn wirklich?“

„Flachsöpfle, lieb's guet's —!“

„Nur daß i dich wieder hab'!“

„Nur daß i dich wieder hab'!“ wiederholte auch er.

Dann gingen sie Hand in Hand, Tränen in den Augen, Dörchen zu. Stumm und überwältigt von Glück und Freude.

Bevor sie an die ersten Häuser kamen trennten sie sich. „B'üt dich Gott, Lisbeth“, sagte der Martin, „s'ist ja!“

Die Lisbeth fragte: „Wohin gehst?“

„Zum Mühlhof und zum Schulz — i muß mich um die Nacht! Und bald komm' ich und tret' hin vor dein Väter- und gradraus, und halt an, so wie sich's g'hört. De- und's Glück — und die herzzinnige Lieb' und — und f'und werden vor aller Welt: Der Martin und d' Lisbeth.“

Da mußte die Lisbeth lachen. „Du närrischer Bub!“

„Du, i nehm dich beim Wort!“ Und ein bitteres spielte um seinen Mund: „Hast g'sagt — übers Jahr!“

„Noch ist's net um, Bub.“ Redlich setzte sie hinzu: „besser so!“

Er hielt immer noch ihre Hand fest. Und wie sie sich

„Und mit seinen großen hellen Augen flehte, riß sie sich los: „Kommst halt!“
 Ein Wiesel sprang sie über den Graben und eilte über die Gärten davon. Aus der Ferne winkte sie zurück und dann hinter dem kleinen Häufel, das dem Deder gehörte.

Der Martin ging durchs Dorf, zur Brennermühle. Voran gingen laute Stimmen ins Freie. Man hielt Leichen. In der vorderen Stube hatten sich die Schulkameraden versammelt, die wenigen Nachbarn, der Schulz und einige nach dem Leichenbegängnis zusammengefunden, um jetzt das Fest des Toten zu feiern. Auf der Eisenbank war ein Tisch aufgestellt und die Magd hatte zu dieser Gelegenheit ein Weißbrot gebacken und Käse besorgt.

„War man in gehobener Stimmung und ein lebhafter Lärm im Gange. Man sprach vom Verstorbenen und seinem Vermögen, vom Müllermarkt und allem, was mit dem Tod zusammenhing. Einige stritten sich über die Gültigkeit des Testaments, das den Martin zum neuen Mäthlhof machte.“

„Ist's, Schulz!“ schrie der Adlerwirt, von dem der Martin seinen Schnaps bezog, „g'heißt der Fall, der Peter, der Sohn, kommt und stellt sich wieder ein und fordert Teil, so wie's ihm zusteht nach Geburt und Recht?“
 Schulzenbauer dreht sich nach ihm um und nahm eine ruhige Haltung an.

„Wird sich's verheißsen, das Z'rückkommen und das Einreden Tagdieb, der nurnutzig! 'n Stedbrief ist im Umlauf, man er wird aufg'riffen, der Dorfslump, alsdann wartet's auf ihn als der Mäthlhof.“

Hagmayer saß stumm neben dem Schulz und laute ärgerliche zernagten Pfeifenstöße.

„Wo er steht“, sagte der Schmiedjörg. „Am End' überm Wasser, in Amerika. — Und der Marti sitzt ...!“

„War es still geworden. Jeder zog bedächtig an seiner Pfeife und hing seinen Gedanken nach. Einige leisteten der Stille Abbitte für ein stilles Unrecht.“

„Unterbrach das Schweigen. Es war der Döte. — Ein Bauerlein, das diesen Spitznamen trug, weil er bereit war und überall, wo es nur eine Kindstaupe gab, Bate. Wenn es an einem Paten (Döte) fehlte, — das Bauerlein aus der Not. Er stotterte ein wenig, der „Döte“, und heftig mit den kleinen Augen, wenn er sprach.“

„Leut“, fing er an, „o—ob sie'n jetzt net! — laufen lassen, und—marte, wo—wo's doch raus ist, sonnenklar, daß's richtig net ist, der wo—wo—wo's hot getan?“

„Nur ist sonnenklar!“ fuhr jetzt der Hagmayer auf. „Ist das ich mag! Der Brenner hat die Schrift im Dultrium. Der Peter war gar nicht um den Weg dazumal. Nie hat ihn g'heißt! — Und mein Mädel war brav und unbekannt vor der Fremdling ins Dorf kommen ist.“

Schulz faßte ihn in seiner breiten, gemächlichen Weise. „Du mußt net so reden, Hagmayerbauer. Der Brenner war 'n Tunetgut von jeher und hat schon g'wildert eh er hat nur's Büchse halten können. Und was einer wenn's ans leßt Reisen geht, daderzu treibt's ihn von raus! Das muß 'n Wort sein. — Der Andreßel hat mir's leßt, wie's steht um dein' Lisbeth. Sell ist Liebesjacht, mal net anders beim jungen Volk. Und der Martin ist schaffener. Das ist mein' Ansicht!“

Der Hagmayer wollte nichts wissen von alledem. „Und ist Lumpenpad allsamt, was sich noch am Spätoabend auf der halbe rumtreibt. Ich war bei der Verhandlung. Ich hab' und hab' g'hört! Und was ich weiß, das weiß ich!“

„Wenille hatte sich die Türe geöffnet und mehrere Stimmen: „Der Marti!“ Alle erhoben die Köpfe von der Erde und rückten zusammen. Der Martin setzte sich und brachte ihm einen Krug Bier.“

„Ging es an ein Fragen und Zureden von allen Seiten. Sie versicherten ihm, sie hätten es gleich zueinander gesagt: Martin ist unschuldig in der Sach', das ist der Unrecht!“

Der Hagmayer bot „Vergelt's Gott“ und gute Zeit und ging. Dann die Sonne hinter dem Heubodell verschwunden war, das Faß leer und auch die anderen Trauergeister brachen auf den Schulz. Er hatte noch mit dem Martin zu reden.

„Waren allein und der Schulz begann: „Was der Brenner hat, Martin, daß er dir all sein Sach verschrieben eigen, sell wirst wissen?“

„Hat mir das Testament vorg'lesen.“
 „Aber mit dem Mäthlhof hat's doch seine Schwierigkeit. Hat's noch gut Weil. Darum biet' ich dir an: Kannst

morgen eintreten bei mir als Knecht, bis das Gericht's leste. Wort g'recht hat in der Sach'. Ist dir's recht, so sag's?“

„Wohl, Schulzenbauer, 's ist mir recht.“

„So komm mit zur Einbreunnsuppen. Die Bäuerin wartet.“

„Doch der Martin besann sich.“

„Ich möcht' halt noch Umschau halten, Bauer, und nachher zur Kernchrstel gehen, was mein' Paß ist.“

„Hab auch nix z'wider. So kommst nach. Morgen in der Früh' geht's in Roggenschnitt!“ sagte der Schulz und ging.

Der Martin hielt Umschau. In der Bodentammer kramte er in seinen Sachen. Er fand alles vor, genau wie er es verlassen hatte. Einige notwendige Kleidungsstücke für die Woche schnürte er zu einem Bündel zusammen. Da fiel sein Blick auf ein kleines verstaubtes Instrument, das nutzlos und verstümmelt in einer Ecke stand. — Seine Handharmonika! Seine alte, liebe Freundin!

„Er nahm sie und zog sie breit. Aber o weh! Einen langen schrillen Ton gab sie, wie eine gequälte Katze. Es war die erste Klage nach einer langen, stummen Leidenszeit. An den Luftklappen fraß der Rost. Die Register waren mit Schmutz verstopft und in dem Balg hausten Spinnen und Gewürmer.“

„Arme Musika!“ sprach er ihr zu. „Dir hat man's auch schwer gemacht dein Bissel Dasein. Wart, du sollst auch wieder frei und fröhlich werden: Gut ölen, pußen und recht viel hantieren und wir zwei sind nachher wieder die Alten!“

(Fortsetzung folgt.)

Die zwei Hechte.

Erzählung aus großer Zeit von Oscar E. Kubach.

(Nachdruck verboten.)

Der Fabrikant Julius Hecht saß vor seinem Bureauisch und rieb sich vergnügt die Hände. Nun langte er in die Kiste, steckte sich eine Upmann an, legte dann sein Geheimbuch in den mächtigen Kassenschrant, den er bedächtig abschloß. Hecht, der echte Typ eines rheinischen Großfabrikanten, beschäftigte jahraus jahrein vier- bis fünfshundert Arbeiter, außer einer ziemlich Anzahl Chemiker und Techniker waren im Bureau mehr als fünfzehn Angestellte und ebensoviel Damen tätig. Hecht war ein energischer, zu Zeiten recht grober, aber auch stets gerechter und oft wohlthätiger Chef. Seine Mittel erlaubten ihm, daß sein Sohn Manfred sein Jahr bei den Bonner Husaren abdienem konnte. Nun war dieser mit vierundzwanzig Jahren nach der dritten Übung Leutnant geworden, was den Alten, der vor sechs Jahren seine Frau verloren hatte, nicht wenig stolz machte. Natürlich war Manfred auch ein tüchtiger Kaufmann, er teilte sich mit dem alten erfahrenen Proturisten in die Leitung des Bureau's, war aber auch im Fabrikwesen so eingearbeitet, daß er's mit jedem aufnehmen konnte.

Die Bureau'damen schwärmten ausnahmslos für ihren jungen, blonden Chef, und wenn er vollends bei festlichen Anlässen in der schmutzen Husarenuniform erschien, war die Begeisterung groß. Sie stand ihm aber auch vorzüglich zu der geschmeidigen, schlanken Figur, zu dem energischen Schnurrbart und den großen, stahlgrauen Augen. Nur eine der jungen Damen, Maria Dalberg, die mit ihren rätselhaften, großen Augen, dem dunklen Haar und den regelmäßigen, ersten Bügen an Marillos Madonna erinnerte, zeigte sich stets ruhig und zurückhaltend. Erst einundzwanzig Jahre alt, hatte man ihr doch schon die Leitung der Damenabteilung anvertraut. Man hielt sie für stolz und münkelte von höherer Abstammung. Nicht mit Unrecht, denn Maria Dalberg war die einzige Tochter des verstorbenen Generalmajors von Dalberg, der ihr nichts als eine tadellose Erziehung hinterlassen konnte.

Dalberg starb schnell im besten Alter. Nach dem Tode seiner Frau besuchte er öfters das Kasino. Dort hatte er eines Tages für die Spielschuld eines alten Kameraden gutgefaßt und, da der andere nicht Wort halten konnte, sein ganzes Vermögen verloren. Er überlebte den schweren Verlust nicht lange. Die Zinsen von dem, was für Maria noch zu retten war, reichten zum Leben nicht aus, und das tapferen Mädchen entschloß sich, nach erfolgter kaufmännischer Ausbildung, eine Stellung anzunehmen.

So trat die kaum achtzehnjährige bei der Firma Hecht ein und hatte sich in drei Jahren pünktlicher, erster Tätigkeit den beiden Chefs fast unentbehrlich gemacht. Manfred, von ihrem ernststen Wesen angezogen, hatte sie als Mitarbeiterin nicht missen mögen, sie war die einzige im Bureau, der er bei Arbeitsanfang und nach Feierabend die Hand bot. Es war wie eine stille Freundschaft. Daß kaum mehr daraus werden konnte, fühlten beide. Der reiche junge Chef und das arme Bureaufräulein konnten wohl kaum zusammenkommen, so heftig suchten sie auch zuweilen die beiden Augenpaare suchten. Und — wenn er auch gewollt hätte, mit dem alten Hecht war nicht zu spaßen, der hatte die größten Rosinen für seinen Sohn! In einer Plauderstunde hatte



Eine Häuserreihe aus Briantes in der Champagne,
an welcher die Wirkungen einiger Vortreffer zu sehen sind.

Manfred dem Alten von Marias Vorzügen vorgeschwärmt, war aber ganz ecklich abgehauen worden.

„Amüsiere dich mit dem Mädel, soviel du willst, aber wenn du an etwas Ernsteres denken wolltest, müßte ich dich für verrückt erklären“, hatte sein Vater gesagt, und seitdem erwähnte Manfred Maria nicht mehr vor ihm.

Da, auf einmal, mitten in friedlicher Arbeit, kam die große furchtbare Umwälzung: der Krieg! Eine Welt von Feinden stand gegen die Zentralmächte in Waffen zum Kampfe bereit!

Nun galt's! Ungeheure Begeisterung durchbrauste die deutschen Lande, und Millionen folgten dem Rufe des Kaisers, das Vaterland zu schützen!

In der Hechtischen Fabrik war Feierabend. Ein großer Teil des männlichen Personals war bereits zu den Fahnen einberufen. Nun galt es, die noch vorhandenen Kräfte ausgleichend zu verteilen und besonders die Arbeiten

oft recht erwartungsvoll nach der Tür. Um neun Uhr ging sein Zug, er mußte ja noch kommen, Abschied zu nehmen vom Vater, Abschied,

Einen Gruß in die Heimat.

In den hellen Vögeln wird die Post auf Heim besetzt, vielleicht für immer! — Ja, es war die Angst um ihn, junges Leben, in der Maria Dalberg die Hände falteten eine Schwester für den Bruder wollte sie beten: Herrgott, du ihn, laß ihn glücklich wieder heimkehren, erhalte den Mann den einzigen Sohn!

Fast lautlos war Manfred eingetreten, nun stand er marschbereit, vielleicht zum letzten Male!

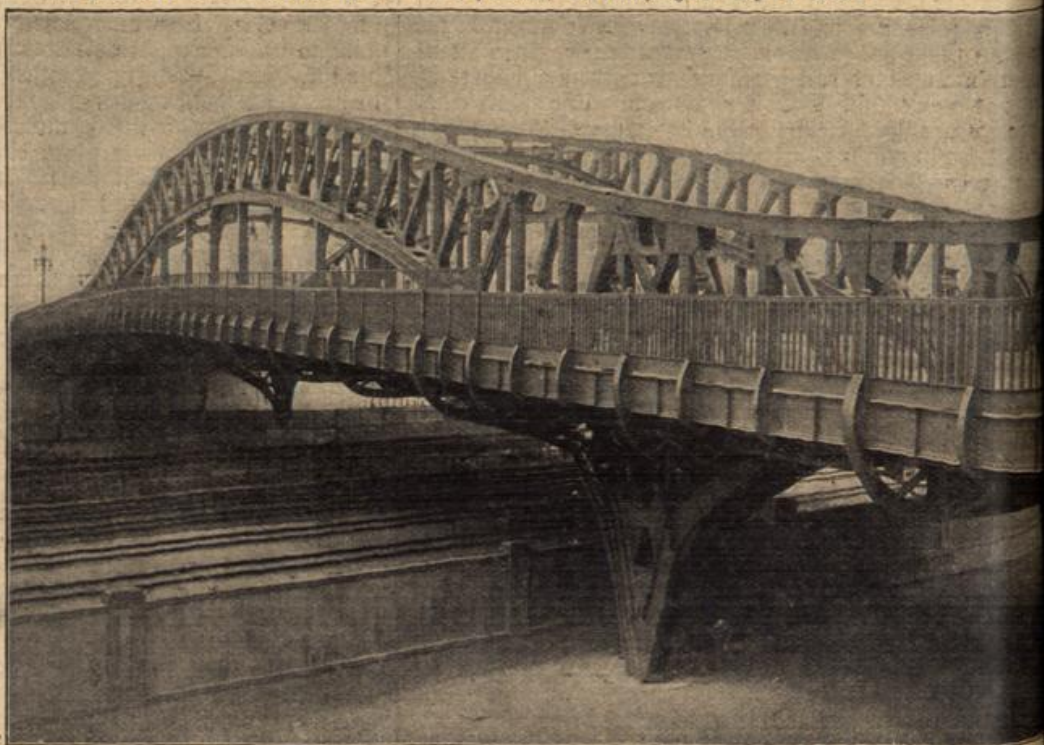


Lieutenant Prinz Heinrich von Bayern. (Mit Text.)

des stark gelichteten männlichen Bureaupersonals mußten nun die Damen übernehmen.

Für Maria Dalberg aber war das keine leichte Aufgabe, der Betrieb mußte ungestört weitergehen, und als die anderen heute Schluß gemacht hatten, arbeitete sie allein noch lange im Bureau.

Auch der alte Herr war neubeu noch tätig. Schwer drückte ihn der nahende Abschied von dem einzigen Sohn, der morgen an der Front eintreffen mußte.



Die Hindenburg-Brücke in Berlin. (Mit Text.)



Ein Wiedersehen. Zeichnung von Fritz van der Venne.

Überrascht und verwirrt war sie aufgesprungen, glühende Rote übergoß die sonst bleichen Wangen und die in Tränen schimmernden Augen blickten fragend zu ihm auf.

„Fräulein Maria, ich komme, Abschied zu nehmen.“

„Abschied —“, antwortete sie fast tonlos.

„Sie sind traurig. Sie haben geweint. Nimmt der Krieg auch Ihnen jemanden, den Sie lieb haben?“

Wieder blickten ihre Augen zu ihm auf. Dann ließ sie sich in den Stuhl fallen, und leise weinend vergrub sie ihr Gesicht in beide Hände.

Ein Leuchten ging über Manfreds ernste Züge, ein Ahnen, das ihm in dieser letzten Stunde Gewißheit bringen sollte. Liebosend berührte er ihr Haar, dann löste er zärtlich ihre Hände, sah ihr tief in die traurig fragenden Augen, und dann, als er sah, wie ihre Schläfen pochten, wie die Hände zitterten, nahm er sie glückerfüllt in seine Arme und drückte den ersten, heiligen Kuß auf ihre zuckenden Lippen.

„Maria, weine nicht, ich komme wieder, dann bist du mein, ewig mein“, sagte er zärtlich.

„Dein, in alle Ewigkeit dein!“ antwortete sie leise, und aus ihren Augen leuchtete verheißungsvolles Glück.

Da, die Klingel. Es galt ihr — sie konnte jetzt nicht so vor seinen Vater treten, er durste ja auch nichts wissen. Nur in dieser Stunde nicht zwischen ihm und dem Sohn treten — ihr junges Glück stand noch in weiter Ferne und währte vielleicht nur diese eine, flüchtige Stunde!

„Leb wohl, Maria! Denke mein und bete für uns beide!“

Noch einmal fanden sich die Lippen zum langen, innigen Abschiedskuß, dann ging er hinein zum Vater, während Maria, ihr junges, tiefes Glück im Herzen, wie im Traume in der sinkenden Augustsonne den Heimweg antrat.

Jubel durchbrauste die mit Fahnen festlich geschmückte Stadt. Wie Sturmwind und Eisenhagel ging der Siegeszug durch Belgien nach Frankreich hinein!

Nun war auch Raubzuge in deutschen Händen!

Maria lebte ganz der großen Zeit! Der Zwang der Bureauarbeit lag auf ihr wie ein Alp, sie war nicht mehr bei der Sache. Der alte Herr hatte erst unwillig den Kopf geschüttelt, aber Fehler auf Fehler häuften sich, es kam zu ernsthaften Mängeln, und nun heute wieder —!

„Nein, das geht nicht länger so weiter, mein Fräulein! Entweder besorgen Sie Ihre Arbeiten pünktlich nach wie vor oder — Sie müssen sich einen anderen Posten suchen!“

Biernlich erregt hielt der alte Herr seine Straßpredigt, deren Berechtigung Maria nicht verkannte.

Aufrecht vor ihm stehend, antwortete sie ruhig: „Ich sehe ein, es kommen Fehler vor, verzeihen Sie mir, Herr Hecht, aber — es ist so natürlich, meine Gedanken sind nicht mehr bei der Sache und — ich bin ein Soldatenmädchen! Ich kann nicht länger hier bleiben! Lassen Sie mich fort! Bitte!“

„Fort? Wohin? Was fällt Ihnen ein?“

„Fort, hinaus! Wo ich mich nützlich machen kann! Bitte! Halten Sie mich nicht! Ich kann Ihnen hier nichts mehr sein! Draußen bluten und sterben so viele! Dort ist mein Platz! Ich habe ja hier nichts zu verlieren und Mut genug, in den vordersten Reihen zu trösten und zu helfen! Ich weiß, man nimmt mich, bitte, lassen Sie mich!“

Erst wollte der alte Herr aufbrausen, dann sah er das tapfere Mädchen an — Manfred hatte recht, das war Masse, aber gefährlich! Wo die einhakte, da sah es fest! Deshalb war's auch besser, sie ging.

Ruhig reichte er ihr die Hand. „Gehen Sie, ich halte Sie nicht, gehen Sie in Gottes Namen! Ihr Vorhaben ehrt Sie! Und kehren Sie glücklich in die Heimat zurück!“

„Ich danke Ihnen herzlich für alles! Leben Sie wohl!“

Hastig packte sie ihre Sachen, noch ein kurzer Abschied von den Mitarbeitern, und dann hinaus! Frei!

Beim Anblick der festlich geschmückten Straßen überkam sie ein Wohlgefühl. Ihr Weg war frei! „Führe du mich, mein Gott!“ betete sie. — Vielleicht zum Glück?

In Nordfrankreich ging's heiß zu. Die Schwestern hatten Tag und Nacht alle Hände voll zu tun. Die leichten Verwundeten waren abtransportiert, leere Feldbetten standen zu neuer Aufnahme bereit. Maria lehnte an der Tür des Feldlazarets, zum Umfallen müde. Knatterndes Gewehrfeuer und das dumpfe Dröhnen der Artillerie schredte sie auf. Forschend suchten ihre Augen die Dunkelheit zu durchdringen und ängstlich lauschte sie hinaus in die Nacht.

„Er ist dabei! Schütze du ihn, mein Gott und Vater!“ betete sie leise vor sich hin.

Am Nachmittag war das Husarenregiment vorbeigefahren und fröhlich er an der Spitze seiner Schwadron. Sie ihn wieder, er hatte keine Ahnung von ihrer Nähe, qualenden Angst und Sorge, die sie um ihn erlitt.

Nun tobte die Schlacht schon stundenlang und noch die fürchterliche Ungewißheit!

Da — endlich — die erste Autoambulanz mit Verwundeten und — gute Nachrichten! Der Gegner ist geschlagen, tapferen Truppen bei der Verfolgung.

Aber mit schweren Opfern war dieser Sieg gegen ein übermüdetes Heer erkauft! Wagen auf Wagen mit Verwundeten, an jeder verfügbare Platz mußte benutzt werden, und Krankenräger und Schwestern erfüllten ihre schwere Pflichten mit bewunderungswürdiger Aufopferung.

Besonders das Husarenregiment hatte beim schnellen Vorwärtsschreiten viel Verluste gehabt. Die vielen verwundeten erhöhten Marias Sorge. Wie stand's um ihn? Niemand ihr Auskunft geben, so oft sie auch fragte. Immer mehr an, sie hatte keine Zeit, schwach zu werden, und nahm all Kräfte zusammen. Da — sie war gerade beim Eingange kam die Gewißheit! — Manfred!

Bleich, mit geschlossenen Augen lag er auf der herbeingetragenen Bahre. Maria wollte, aber nur jetzt schwach werden, jetzt nicht! Gott gib mir Kraft, hier zu bleiben!

Ihre Blicke suchten den Chirurgen, schnell war sie bei ihm, er folgte ihr und begann sofort mit der Untersuchung, und zitternd stand sie daneben. „Wie steht's, Herr Doktor?“ fragte sie endlich.

„Der linke Arm, Schwester, der — ist verloren, total zerstört.“

„O, mein Gott! Und sonst?“

„Keine Lebensgefahr! Die augenblickliche Schwäche vom großen Blutverlust. Wir müssen amputieren — nicht anders.“

Tränen standen in Marias Augen und schmerzzerfüllt auf den bewußtlosen Manfred nieder.

„Herr Doktor, bitte, lassen Sie mich bei ihm — er ist so nah, ich muß ihn pflegen!“

„Gern, Schwester! Es wird eine schwere Zeit für Sie, aber wir bringen ihn durch, den tapferen, rheinischen Jüngling.“

„Das gebe Gott!“ antwortete sie leise.

Nun lag Manfred seit vierzehn Tagen im Lazarett auf dem Boden. Maria wach Tag und Nacht nicht von seiner Seite. Wundfieber hatte ihm arg zugefügt, aber unter Marias opfernder Pflege erholte er sich von Tag zu Tag mehr. Der Verlust des Armes war eine böse Sache. Am meisten schmerzte ihn, daß es nun aus war mit dem Soldatenleben, daß Vaterland nicht mehr verteidigen durfte! Und Maria? Er sie noch an sich fesseln? Würde ihr der Einarmige, der noch so willkommen sein? Ja, das wußte er, sie liebte ihn zärtlich und lieblosungen verächtete sie ihn jeden Tag und warm, wie der Strahl der Sonne, traf ihn das hellste Gesandnis ihrer Augen.

„Und dann —“, fragte er sie.

Sie nahm seinen Kopf lieblosend in beide Hände, dann ließ sie ihn tief und innig, und nun wußte er, nur der Tod sie scheiden!

Der alte Herr war benachrichtigt worden, daß die Zeit vorüber sei, daß er kommen dürfe. Und er kam. Sofort.

Maria stand an Manfreds Lager, als er eintrat. Ruhig sah ihm ihre großen Augen entgegen. Auf halbem Wege stehen, dann kam er näher.

„Junge, mein armer Junge!“

Schmerz und Mitleid zitterten aus seinen Worten. Er streichelte er die eine Hand des Sohnes und sah Maria auf. Manfred fühlte, er mußte nun sprechen. „Lieber Vater —“, begann er leise — „sie hat mich gepflegt und Nacht, ihr verdanke ich so unendlich viel, mit ihrem Herzen zog ich hinaus, der Zufall — Gott hat es so gemacht, Vater, gib mir Maria, damit ich glücklich werde!“

Erst würgte der alte Herr, als ob er einen Frosch verschlucken müßte, aber — er hatte ein Herz, er war immer gewesen. Nun streckte er ihr die Hand entgegen. „Na, ich ja gesagt, Mädchen, wo du einhakt, da sitzt's fest! Und nun der schönste Hecht dir an der Angel! Aber eine Kasse schenke ich dir, wenn du ihn denn so noch brauchst!“

„Vater! Lieber Vater!“ Aberglücklich hing sie an seinem Arm. „Na, mir soll's recht sein! Ich dachte nur erst, ein Hecht müßte nach einem Goldfisch schnappen! Aber — ein tapferes, braves Mädchen! Und mit der einen Vorderhand“

ich mein großes, reiches Glück festhalten fürs ganze
Klang es jauchzend und jubelnd von Manfreds Schmer-
Maria's kleine Hände fest umspannend, zog er sie
zu sich nieder, und heiß preßte sie ihre Lippen auf seinen
lächelnden Mund.

Halsentzündung.

Jogennante Halsentzündung macht sich zumeist als Ent-
zündung der Mandeln bemerkbar, weshalb man auch häufig
von einer Mandelentzündung spricht. Nicht selten aber
von der Entzündung auch die Schleimhäute des weichen
Halses, des Rachenbogens, der Gaumenbögen, oft der ganzen
Nase, manchmal sogar der Kehle und der Ohrtrompete
mit. Die Halsentzündung ist eine recht weit verbreitete
Krankheit; es gibt Leute, bei denen es zum Leben oder doch zum
Tode zu gehören scheint, daß sie im Jahre ein- bis zweimal
öfters von dieser Krankheit befallen werden.

Man merkt an stehender Schmerz im Halse, der sich besonders
bei Schlucken recht unangenehm bemerkbar macht, ist eines der
Symptome der Krankheit. Mehr oder weniger heftiges
Fieber (manchmal bis 41 Grad) vermehrt das Gefühl des Krank-
heits. Die entzündeten Teile sind hochgerötet, die Mandeln oft
geschwollen, daß sie sich in der Mitte berühren. Die
Schleimhäute der Organe des Halses sind mit einem Belag be-
deckt, der sich als weißlichgraue, körnige Masse darstellt. Abseits,
am Rachenbogen und häufig recht heftige Kopfschmerzen machen
Begleiterische nungen bemerkbar. Eine eigentümliche
Schmerzhaftigkeit und oft recht bedeutende Schmerzen in den Gliedern,
besonders in den Beinen, sind ebenfalls in vielen Fällen vorhanden.
Bei einer Mandelentzündung ist durchaus nicht zu spaßen.
Ärzte sehen die Mandeln als Schutzorgane für den ge-
samten Körper an. Sind die Schutzorgane nun selbst erkrankt,
so ist der Körper auch der übrige Körper zu Erkrankungen leichter
veranlaßt. Tatsächlich hat man beobachtet, daß an sich gutartig
verlaufende Mandelentzündungen oft recht schwere Folgekrank-
heiten nach sich ziehen. So wird unter anderem behauptet, daß
Ausbrüche eines Gelenkrheumatismus eine Mandelent-
zündung voraussetzt.

Eine Halsentzündung vernachlässigt, so wird aus der ur-
sprünglich fokalitären eine parenchymatöse Mandelentzündung,
die Entzündung dringt von der Oberfläche, der Schleim-
häute in die Tiefe, wobei das Gewebe zum Teil zerstört wird und
starke Eiterbildungen kommt. Der schmerzende Atem
ist, daß Erstickungsgefahr vorhanden ist; denn die heftig ge-
schwollenen Mandeln drohen den Eingang zur Luftröhre gänzlich
zu schließen. Oft wird der Belag so stark, daß diese Mandel-
entzündung — speziell von Laien — leicht mit Diphtherie ver-
wechselt wird. Bei heftigem Eiterfieber und brandigem Zerfall
des betroffenen Organe kann die Krankheit tödlich verlaufen; das
ist meist dann, wenn dem Eiter, der sich gebildet hat, kein
Ausgang nach außen verschafft werden kann.

Die Ursache der Mandel- bzw. Halsentzündungen wird meist
in Erkältungen gesucht; und tatsächlich scheint das
Vorkommen dieser Erkrankung gerade in den Über-
winterten — Frühjahr und Herbst — diese Annahme zu be-
stätigen. Oft jedoch wird die Sache so liegen, daß Unvorsichtig-
keit zu Erkältungen führen, erst den letzten Anstoß zum
Ausbruch der Krankheit geben, die, wie der Volksmund sagt,
längere Zeit im Menschen steckte. Recht häufig beobachtet
man, daß Erregung im Essen und Trinken und die damit ver-
bundenen Magenverstimmungen und Darmkrankheiten die Ursache
des Ausbruchs der Halsentzündung sind, was sich leicht mit einer
Selbstvergiftung des Körpers infolge mangelnder Ver-
dauung und Ausscheidungsstätigkeit erklären läßt.

Die Behandlung der Halsentzündung anbelangt, so
sind hauptsächlich Packungen in Betracht, und zwar rein
wie auch allgemeine. Um den Hals lege man einen Um-
schlag von 20 bis 25 Grad Celsius. Er soll beruhigend wirken und
oft er warm geworden ist, erneuert werden. Gleichzeitig
mit Halsumschlag finden Strumpfpackungen anzulegen. Sie
sind — warme Füße vorausgesetzt — von brunnensfrischem
Wasser gemacht werden und wirken dann vorzüglich blutleitend
auf die Organe des Halses. Bei hohem Fieber verabreicht man dem
Kranken (im warmen Zimmer!) öfters kühle Ganzwaschungen.
Bei hohem Fieber oder Ganzpackungen sind bei Fieber angebracht.
Sobald aber, sobald sie warm geworden sind, erneuert wer-
den. Haben diese Packungen, die mit stube warmem Wasser zu-
bereitet sind, das Fieber herabgemindert, so schließe man ihre An-
wendung mit einer kühlen Waschung des ganzen Körpers oder
mit einem lauen Halbbade mit nachfolgender kühler Übergießung.
Das Fieber nie als selbständige Krankheit, sondern immer

als ein Heilbestreben der Natur aufzufassen ist, so ist es nie ganz
zu unterdrücken. Deshalb dürfen vorstehend vorgeschlagene Wasch-
ungen und Packungen auch nur bei heftigem Fieber angewandt
werden; geringe Fiebererregungen lasse man ungestört.

Bei parenchymatöser Mandelentzündung sind auch Dampf-
kompressen auf den Hals angebracht; sie sollen eine schnelle Eiter-
entleerung an den Mandeln unterstützen. Gleichzeitig mit den
Dampfkompresen, deren Anwendung aber mit der größten Vor-
sicht zu geschehen hat, mache man Rumpf- und Waden-, oder
Strumpfpackungen (selt!). — Zur örtlichen Behandlung gehört
auch noch das Nachenbad oder ein leichtes Gurgeln mit lauem
Salzwasser (ganz wenig Salz, etwa 6 Gramm auf 1 Liter) oder
mit Zitronen- oder Heidelbeerwasser.

Als Nahrung während einer Halsentzündung genieße man
viel lauwarme Milch und ebensolche schleimige Abkochungen von
Hafermehl, -grüße und -flocken. Während der Genesung sind
Speisen in Breiform, Grieß, Haferflocken, Grüße, Reis und ähn-
liches, auch gekochtes Obst und Apfelsin zu empfehlen. Als
Getränke sind Milch, Buttermilch, gequirlte saure Milch und
Limonaden von Zitronen- und andern natürlichen Fruchtsäften
zu reichen. Für guten Stuhlgang ist selbstverständlich zu sorgen,
nötigenfalls durch Abführmittel. — Ein Haupterfordernis ist reue,
frische Luft im Krankenzimmer!

Von mancher Seite wird die Entfernung der sich öfters ent-
zündenden Mandeln auf chirurgischem Wege empfohlen. Diesem
Verfahren ist jedoch meist zu widerraten. Wie schon eingangs
geschrieben wurde, sind die Mandeln als Schutzorgane gegen die
Einwanderung von Krankheitsstoffen in den Körper zu betrachten,
und es ist darum voreilig, diese von der Natur unserm Körper
verleihen schützenden Organe ohne zwingenden Grund zu
entfernen. S. H.

Bei Soissons.

Bei Soissons da ritt der Tod
Vom Morgen- bis zum Abendrot,
Da brach manch Heldenauge.
Da grüßten fern das Heimmattal
Die bleichen Lippen noch einmal
Mit letztem, leisem Hauche.

3. Stand neben ihm ein Blümlein blau,
Das Köpfchen tief und nah vom Tau,
Als ob es um ihn weine:
„Und hattest du auch keinen Freund,
Kein deutscher Held bleibt unbeweiht;
Auch du starbst nicht alleine!“

2. „Und einer lag dort auf dem Blat,
Er hat nicht Heimat, Weib noch Schatz,
Allein, wie er im Leben.
Er war ein Held, so brav und wert,
Der Tod hat ihm, was er entbehrt,
Die Heimat nun gegeben.“

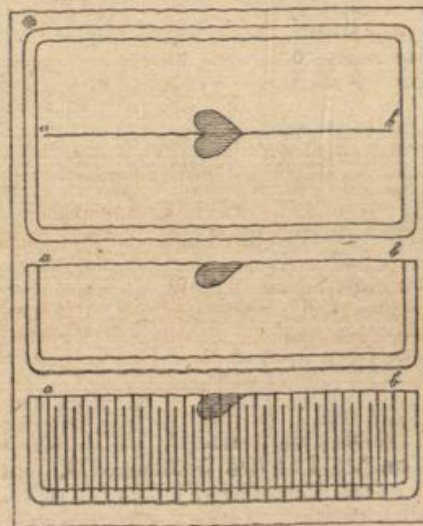
4. „Und wer hat dieses Lied erbacht?
Ein Achtundsechziger hat's gemacht,
Ein preussischer Gefreiter.
Er sang's mit schlichter Melodie
Bei seiner neunten Kompagnie,
Und diese sang es weiter.“

Hr. B. Kärnten-Düren.

Zeitvertreib

Die Kunst, durch eine Karte hindurchzutreiben.

Aus der griechischen Mythologie ist die Sage von der Dido bekannt,
die von dem König Jarbas in Numidien so viel Land kaufte, als sie mit
einer Stierhaut belegen konnte. Dann zerchnitt sie die Stierhaut in einen
feinen Streifen, der natürlich außerordentlich lang wurde, und umgrenzte
damit ein großes Gebiet, auf dem sie ein neues Königreich begründete.



Auf den ersten Blick mag diese
Sage deshalb sehr unwahr-
scheinlich erscheinen, weil man
annehmen könnte, daß ja auch
eine zerchnittene Stierhaut
schließlich nicht sehr weit ge-
reicht haben dürfte. Wie man
aber durch richtiges Zerchnei-
den kleiner Körper tatsächlich
die Grenzen eines großen Um-
fanges hervorbringen kann,
davon soll uns der folgende
Versuch Kenntnis geben. Wir
suchen uns von unseren Be-
kannnten den Dicksen aus. Dann
ziehen wir aus einem Spiel
Karten eine hervor. Die Auf-
gabe soll nun darin bestehen,
diese so zu zer schneiden, daß
der Dicks durch sie hindurch-
getrieben kann. Betrachtet man
sich seinen Umfang und die
Kleinheit der Karte, so wird
man diese Aufgabe als voll-
kommen unlösbar halten.

Wir beweisen jedoch sofort ihre Lösbarkeit, indem wir folgendermaßen
verfahren. Zunächst machen wir durch die Spielkarte hindurch einen
Längsschnitt a-b, der parallel ihrer längeren Kante fast von einem
Ende bis zum anderen reicht. Die Karte darf durch diesen Schnitt jedoch

nicht vollkommen getrennt werden. Hieraus wissen wir sie so, daß der Kniff in der Richtung des Schnittes verläuft, daß also die beiden Hälften und drüber an ihm befindlichen noch festen Kartenteile gekniffen werden. Ist dies geschehen, so schneidet man von beiden Seiten in der auf unserer Abbildung dargestellten Weise in die Karte hinein, also derart, daß bald von der einen, bald von der andern Seite geschnitten wird. Die Einschnitte dürfen aber nie ganz an die entgegengesetzte Seite reichen. Ist das ganze Kartenblatt so behandelt, so zieht man es auseinander. Es bildet dann einen Hirschfährtenkreis, der so groß ist, daß auch unter wohlbeleibter Freund bequem hindurchkommen kann. Eine einfache Überlegung zeigt uns, daß der Kreis um so größer werden muß, je enger wir die Einschnitte aneinanderlegen und je weiter wir sie bis in die Nähe des ihrem Anfang entgegengesetzten Randes hindurchführen. Das Kunststückchen wirkt stets überraschend.

Unsere Bilder

Rittmeister Prinz Heinrich von Bayern, der sich gleich nach Kriegsausbruch in Frankreich durch hervorragende Tapferkeit auszeichnete. Er ist der Sohn des verstorbenen Generalfeldmarschalls Prinzen Arnulf.

Die Hindenburg-Brücke in Berlin. Ungeklärt durch den Krieg gehen in deutschen Landen zahlreiche große Schöpfungen ihrer Vollenendung entgegen. Von den Hoch- und Tiefbauten Berlins wurde in diesen Tagen die neue Hindenburg-Brücke eingeweiht. Die dritte „Millionenbrücke“ in Berlin liegt im Zuge der Bornholmer Straße, führt über das riesige Eisenbahngelände der Stettiner Bahn und hat mit Erlaubnis des Generalfeldmarschalls von Hindenburg dessen Namen erhalten.



Österreichische Telephonzelle im Walde vor Pinsl.
Der dienende Soldat ist beim Prüfen der Telephonkasetten.

Allerlei

Ah so! Frau Müller: „Was höre ich, Frau Nachbarin, Sie wollen diesen Winter kein Abonnement zu den Konzerten nehmen?“ — Frau Schmidt: „Aber meine Tochter hat sich ja eben schon verlobt.“

Die christlichen Schatzgräber. Zur Zeit, als die Franzosen in die Schweiz einrückten, suchten viele Leute daselbst ihr Geld zu verbergen. Ein Bauer aus der Gegend von Solothurn ging mit seinem Bündel in den nahe gelegenen Wald, um es daselbst zu vergraben. Der Zufall wollte, daß einer seiner Nachbarn seine Barschaft an eben derselben Stelle schon vergraben hatte, so daß der letztere, indem er eine Grube aufwarf, unmittelbar darauf stieß. „Ei, da muß es wohl sicher sein, weil der das Seine auch schon da hinein verborgen!“ rief er aus, legte sein Bündel hinein und machte die Grube wieder zu. — Als die Franzosen das Land verlassen hatten, ging der erstere, um seinen Sad wieder zu holen, aber wie erstaunte er, als er noch ein Bündel dabei fand. „Das nehme ich nicht, denn der es da hineingelegt hat, hätte das Meinige zuerst nehmen können“, sprach er. Wie er noch da stand, kam auch der andere, um seine Habe zu holen, und jeder ging darauf mit dem Seinigen ruhig nach Hause.

Erhörte Bitte. Eines Morgens, als der alte Fritz eben sein Pferd bestiegen, um auszureiten, umdrängte ihn eine Schar Bittsteller. „Gebt eure Sachen nur ab; ihr sollt alle Bescheid erhalten!“ rief er und wollte weiter reiten. Da bemerkte er einen Greis, der in einiger Entfernung stand, und als er sah, daß der König nicht annahm, sein Gesuch in die Tasche steckte und sich entfernen wollte. Das erregte Friedrichs Interesse für den Mann. Er winkte ihn herbei und fragte: „Wer ist Er?“ — „Ein Bauer aus Preußen!“ war die Antwort. — „Was will Er denn?“ — „Euer Majestät schön-bitten, die Regie abzuschaffen; die bringt uns alle ums Brot!“ — „Wa— was?“ — „Ja, wenn Euer Majestät das nicht tun, dann — ist es aus!“ — „Ei, warum nicht gar? Was hat Ihm denn die Regie getan?“ — „Sehr viel, Majestät, Wagen und Pferde hat sie mir genommen, weil ich Konterbande gefahren habe, ohne es zu wissen!“ — „Na, das wird Er schon gewußt haben!“ — „Wahr und wahrhaftig nicht! Ich habe es den Leuten von der Regie auch gesagt, aber die lehnen sich nicht daran. Mein Vieh ist nun weg, und wer mir mein Brot nimmt, der nimmt mir mein Leben!“ — „Na, hör Er, Alter! das ist dummes Zeug, daß ich Seine wegen die Regie abschaffen soll, das versteht Er denn doch nicht; aber ich will Seine Sache untersuchen lassen, und wenn Ihm geholfen werden kann, wird es bestimmt geschehen. Gebe Er Seine Eingabe nur an Stettin ab!“ — Noch an demselben Tage erließ Friedrich den Befehl, dem armen Manne alles zurückzugeben, was man ihm genommen, und schrieb eigenhändig unter die deshalb erlassene Kabinettsorder: „Man muß den Kerl bald ruhig machen, sonst will er die Regie abgeschafft wissen, wonach man sich zu achten hat. Fr.“

Gemeinnütziges

Kartoffelschnee. Schöne, weiße, mehlig Kartoffeln werden mit Salz weich gekocht, abgeseigt und so lange noch gedämpft zerfallen. Dann treibt man sie durch die Fleischmaschine auf eine Schüssel und serviert die schöne, flodige Masse sofort zu jedem.

Stroh eignet sich schlecht zum Einbinden jüngerer Bäume; wird unter einer solchen Hülle verweichlicht und den Baumwuchs wird darin ein wüster Aufenthaltsort.

Mäuseplage. Wer über auf seinem Vieh viel unter der Mäusetät zu leiden hat, der wir, statt des gewöhnlichen verwendeten gerösteten Brotes in den zu legen. Das Mäuse über alles, können sie da der naschen widerstehen.

Palmen sollten im ganzen Winter im Zimmer stehen. Man daher, nach dem das die Pflanzen in ein Zimmer bringen, und zu Wärme aus der barzimmer einzieht. Weiße halten wir die zu frei von Ungezie.

Fettflecken beseitigt von der Wäsche, indem sie recht dick mit frischer dotter bestreicht, die ständig darauf trocknen und dann vorsichtig Es hat die Eigenschaften fettigen Teile anziehen, ohne dadurch und Stoff zu schaden.

Farbenpräparat an Fensterrahmen beseitigt man durch grüner Seife, die einige Stunden einwirken muß und dann abgewaschen wird. Man kann die Stellen auch mit Salzwasser einreiben und nach Zeit mit wolletem Lappen abtupfen. Ein weiteres Mittel besteht darin, man die Stelle mit Terpentinöl bestreicht, das die Farbe worauf mit Benzin ab- und mit lauem Wasser nachgetrieben wird.

Frostbeulen, die nicht offen sind, lassen sich durch Umschlagen mit dem Franzbranntwein fast immer beseitigen. Man tränkt eine Porzellan- oder Glasplatte mit dem Franzbranntwein und legt sie auf. Darüber kommt Guttapapier und das Ganze wird durch eine Binde festgehalten. Abends die Umschläge gemacht und morgens wieder entfernt. Anfangs bei empfindlichen Patienten etwas schmerzhaft, aber die Haut heilt sich schnell. Nach acht Tagen sind die Frostbeulen verschwunden.

Rätselsprung.

ne	rück	ins
ihm		selbst
au	eig	nen

das	men	ver	nicht	ist	je
steht		ist	zu		ihm
den	selb	des	das	wer	ge

nen	schei	aus
aus		glück
nes	führt	ren

Rätsel.

Wer's allegiert im Land
Wird von ihm hochgeachtet

Fritz Guggenberger

Reisenrätsel

A A B
D E E E H I
L N N
N N O O R S
T V V

Sind die Aufgaben ordnet, so nennt man Bagerechte den Namen der bekannten Kontingente die zweite seine Bedeutung folgenden Bedeutung: Reinsformation. 2) Sches Gebirge. 3) in Böhmen. 4) Gr.

Gustav Richter.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Silberrätsels: 1) Labiau. 2) Obin. 3) Roland. 4) Trapp. 5) 6) Islam. 7) Nebel. 8) Galeas. 9) Chas. 10) Zunderbäum. 11) Alabam. 12) Robin. 13) Vorling. — Gaar und Zimmermann. — Des Bilderrätsels: bantbare steht auf der höchsten Stufe menschlicher Verdorbenheit.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.